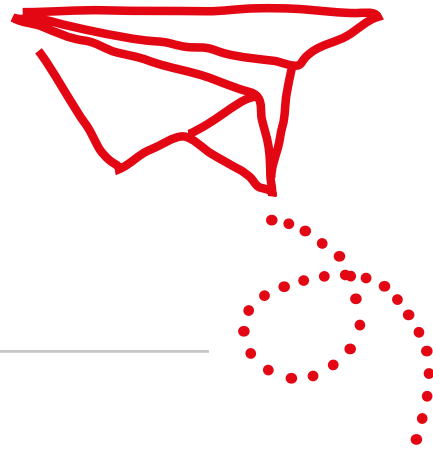


Editorial



Liebe NEKler*innen,

ein Jahr neigt sich seinem Ende. Wie sollen wir es nur nennen? Am 16. März sagte der französische Staatspräsident: „Wir sind im Krieg.“ Unsere Bundeskanzlerin nannte die Corona-Krise zwei Tage später „die größte Herausforderung seit dem Zweiten Weltkrieg“. Das martialische Vokabular will bei uns nicht so richtig greifen, weil wir zu spät geboren wurden. Wir können auf keine eigenen Entbehnungserfahrungen zurückgreifen, sondern müssen sie erst sammeln. So lernen wir gerade, was „existenzbedrohlich“ ist, und das sowohl in medizinischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht; „belastend“ im Hinblick auf die Verpflichtung gegenüber unseren Familien, unserem Freundeskreis und beruflichen Weggefährten*innen; „bedrückend“, was das Distanzgebot gegenüber lieber Mitmenschen und die Isolation inmitten einer Gemeinschaft betrifft.

Mitte dieses Jahres hatten wir alle NEK-Mitglieder nach ihren ersten Erlebnissen und Erfahrungen mit der Corona-Krise gefragt. Die Vielzahl der Rückmeldungen hat uns freudig überrascht. Sie war so groß, dass wir tatsächlich ein erstes Kapitel in der Betrachtung der Corona-Krise aus der Sicht von Kommunikationswissenschaftler*innen zusammenstellen konnten.

Wir haben uns dazu entschlossen, daraus zunächst eine digitale Sonderausgabe unseres Mitgliederzeitschrifts NEKmag zu machen, das bis 2014 unter Federführung unseres engagierten ehemaligen Vorstandsmitglieds Dr. Sebastian Meißner etabliert wurde, der heute eine Professur in Medienmanagement und Journalistik an der Hochschule Macromedia in Hamburg hat. An diese Erfolgsgeschichte, die er und Grafikerin Lisa Bucher über zehn Jahre hinweg geschrieben haben, können wir nicht anknüpfen, sondern möchten uns herzlich für viele wunderbare Printausgaben bedanken.

Was wir mit diesem digitalen Erstling versuchen wollen, ist, ein Kompendium von Eindrücken und Erlebnissen von Kommunikationswissenschaftler*innen Essener Ursprungs mit der Corona-Krise aufzubauen. Mit dem ersten Kapitel ist es freilich noch lange nicht fertig geschrieben. Alle Artikel sind vor Eintritt in den zweiten harten Lockdown entstanden. Viele Eurer/Ihrer Impulse haben uns in der Zwischenzeit gezeigt, dass wir auch noch ein zweites, drittes, viertes Kapitel folgen lassen könnten und sollten.

Es gibt sie, diese besondere Verbundenheit unter den Essener „KoWis“. Das beflügelt, das macht Freude, bitte gern mehr davon – und wir setzen uns fort!

Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen vom NEK-Vorstand

*Dr. Henrik Dindas
Olaf Goebbels
Dr. Karin Kolb
Julia Kreuteler
Dr. Claudia Schirrmeister*

Inhalt

- 4** **Dr. Stefan Ossenberg**
NEK-Blitzumfrage nach dem ersten Lockdown
- 6** **Dr. Henrik Dindas**
Virtuelles Lehren und Lernen
in Zeiten von Corona
- 9** **Mike A. Rui**
Corona – mit Toilettenpapier gegen die Angst
- 11** **Jens Kapitzky**
im Interview:
Weniger Selbstdarstellung, mehr Sachlichkeit
- 12** **Kathrin Behme**
Da fehlt was ... – über den Wert von Pausen
im öffentlichen Raum
- 14** **Dr. Angelika Wirtz**
Wie mich meine eigene Forschung im
Corona-Heute einholt ... –
und so unsagbar langweilt
- 18** **Thomas Corrinth**
im Interview:
Feuerprobe beim neuen Job
- 19** **Dr. Alexander Christian**
Mit 10 Filmen durch die Corona-Pandemie
- 20** **Julia Kreuteler**
Wächst aus der Krise ein Gabenzaun
für unsere Sprache?
- 22** **Camille Rose**
Ein erster Blick auf die NEK-Mitgliederliste
- 22** **Impressum**



NEK-Blitzumfrage nach dem ersten Lockdown

Das Jahr 2020 war eines voller neuer Herausforderungen, Perspektiven und Veränderungen. Kontakt und Austausch wurden durch Verbote in neue Bahnen gelenkt, Beziehungen im digitalen Raum neu verfestigt, unsere Sprache ist nun um zahlreiche Wörter und Konnotationen reicher, und was die Informationsbeschaffung betrifft, hat bestimmt jede und jeder neue Wege für sich entdeckt. Im Rahmen dessen wurden die Mitglieder des NEK erstmals Ende Juni in einer Blitzbefragung zu Stellungnahmen im Bezug der Auswirkungen des COVID-19 auf ihr Alltags- und Berufsleben begeben.

Stimmungsbild im Sommer 2020

Insgesamt nahmen an der Befragung 45 Personen teil, davon füllten 36 Personen den kompletten Fragebogen aus. Im weiteren werden nur Aussagen der Probanden in den Fokus genommen, die die Befragung bis zu ihrem Ende durchführten. 32 der Befragten (und somit 88,89 Prozent) waren dabei NEK Alumni, während 11,11 Prozent (also vier Personen) sich noch im Studium der Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen befinden. Der Befragungszeitraum war vom 30.06. bis zum 02.08.2020 ausgelegt.

Auch wenn die Probandenzahl Repräsentativität ausschließt und der Zeitraum der Befragung kurz war, zeigen die Ergebnisse gewisse Trends und ein erstes Meinungsbild. Im Folgenden sollen die Aussagen aller Teilnehmenden in den Fokus genommen werden, da sich das Antwortverhalten der befragten Studierenden und der NEK-Alumni nur in einem Punkt im Wesentlichen unterscheiden: Während die Studierenden zu 100 Prozent angaben, während des Lockdowns mehr als vorher zu Hause gearbeitet zu haben, so war dies bei den befragten NEK-Alumni nur zu 81,25 Prozent der Fall. Fast die Hälfte der Befragten verfügt zu Hause nach eigener Aussage über einen eigenen Raum für die Arbeit (46,88 Prozent), oder eine „feste

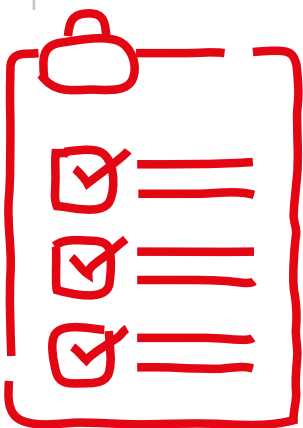
Arbeitsecke“ (31,25 Prozent), während sieben Personen an „verschiedenen Plätzen“ arbeiteten. Auch wenn diese Aussagen im Zuge des Fernunterrichts nicht verwunderlich erscheinen mögen, so sind die Antworten der Alumni-Gruppe interessant. Ob die angesprochenen verschiedenen Plätze, die zur Arbeit aufgesucht



Dr. Stefan Ossenberg hat Kommunikationswissenschaft und praktische Sozialwissenschaft an der Universität Duisburg-Essen studiert und 2017 seine Promotion zu „deutsch-türkischen Stereotypen“ abgeschlossen. Nach seinen Tätigkeiten unter anderem in der Germanistik und am Institut für Kommunikationswissenschaft ist er heute als Dozent für inter- und intrapersonale Kommunikation sowie Digitales tätig.

werden, jedoch von Mitarbeitenden an Bildungseinrichtungen gegeben wurden und somit auf die Notwendigkeit von organisatorischen Aufgaben und der damit einhergehenden Präsenz begründet ist, kann durch das vorliegende Datenmaterial nicht geklärt werden, weil im Design der Studie auf eine Abfrage der soziodemographischen Daten verzichtet wurde.

Betrachtet man im weiteren die Gesamtgruppe (N=36), so sind im Bezug auf die Fragen rund um Videokonferenzen klare Tendenzen zu erkennen: 91,67 Prozent haben im Verlauf der Pandemie verstärkt an Videokonferenzen teilgenommen, davon gaben mehr als die Hälfte (52,78 Prozent) an, dass dieser Einsatz neuer Online-Präsenzform von ihnen als Teilnehmenden mehr Konzentration als die bisher gewohnten Präsenzveranstaltungen fordere. Technische Anforderungen und Problematiken waren dabei nach Ansicht der Probanden nicht in dem Maße existent, als dass sie die eigene Arbeit einschränken würden. Jedoch ist die Mehrheit der Befragten der Meinung (55,56 Prozent), in Zukunft diese durch die Pandemie in den Fokus gerückten „neuen“ technischen Möglichkeiten der Videotelefonie mehr nutzen zu wollen. Dieser damalige Trend zur Nutzung unterschiedlicher Online-Plattformen wie Big Blue Button, Zoom oder Goto-Meetings sollte zukünftig erneut evaluiert werden. Es stellt sich die Frage, inwieweit die Nutzung dieser Tools seit Ende der Befragung zu Ermüdungseffekten und zur Veränderung der individuellen Arbeitsweisen im Umgang mit Technik geführt hat. Die sich momentan abzeichnende und durch die Corona-Pandemie vorangetriebene digitale Wende der Arbeitswelt und Forcierung dieser modernen technisch vermittelten Kommunikationsmöglichkeiten durch Arbeits- und Auftraggeber bleibt ein spannendes Feld der kommunikationstheoretischen Forschung und Betrachtung.



NEK-Blitzumfrage nach dem ersten Lockdown

Informationsquellen

Doch nicht nur bei den Nennungen zur Veränderung innerhalb der Arbeitswelt sind aufschlussreiche Antworten bei der Befragung eingegangen. Bei den Mehrfachnennungen im Themenkomplex der vertrauenswürdigen Quellen (also auch den Auswirkungen auf gesellschaftliche Strukturen und Narrative) ist deutlich festzustellen, dass die Mehrheit der Befragten nach eigenen Angaben vornehmlich auf einen Mix von Informationen aus audiovisuellen Medien (Fernsehen mit 72,22 Prozent sowie Radio mit 61,11 Prozent) und Online-News-Portalen (86,11 Prozent) setzten. Experten-Blogs (19,44 Prozent) sowie Twitter und Chats (19,44 Prozent) wurden von einem Fünftel der Probanden angegeben und genutzt. Interessant ist bei der Betrachtung der vorliegenden Antworten, dass Podcasts (33,33 Prozent) fast gleichauf mit Print-Medien (38,89 Prozent) als Informationsquelle angegeben wurden. Hier stellt sich die Frage nach der momentanen Deutungsmacht von Druckmedien im sich ständig aktualisierenden und Neuigkeiten überschlagenden Diskurs rund um die Pandemie. Es scheint eine Präferenz im Bezug auf die Aktualität der konsumierten Medien zu geben. Während das Vertrauen in unterschiedliche Medien auf der einen Seite relativ differenziert durch die Probanden verteilt und bewertet wird, so ist das Bild bei der Frage nach dem Vertrauen in Akteure jedoch eindeutig.

Meinungstifter

Dass der Fokus der Befragten auf Aussagen von Wissenschaftlern (86,11 Prozent) und von Vertretern von Institutionen (75 Prozent Zustimmung) sowie Politikern (72,22 Prozent) liegt, und die Einordnungen der Meinung von Vertretern der Wirtschaft (11,11 Prozent) sowie Verfassungsrechtlern (0 Prozent [sic!]) eine geringere Rolle zu spielen scheint, ist kaum verwunderlich. Dass die Rolle von Journalisten im Diskurs rund um die Covid-19-Pandemie jedoch geringer sei (wenn man die befragten Meinungen zu Rate zieht), ist an der Nennung dieses Items von nur 27,78 Prozent jedoch ein wenig verwunderlich. Hier ist darüber nachzudenken, inwieweit Journalisten durch die Probanden als Nachrichtenübermittler, die zu hinterfragen sind, angesehen werden. Ob der Diskurs der „Lügenpresse“ dabei eine Rolle gespielt hat, ist aus dem Datenmaterial nicht zu entnehmen. Weitere qualitative Befragungen könnten hier weitere Erkenntnisse zum Meinungsbild dieser kleinen Pilotstudie beitragen. Korreliert man die Antworten dieser Teilfrage mit der Frage „Welche



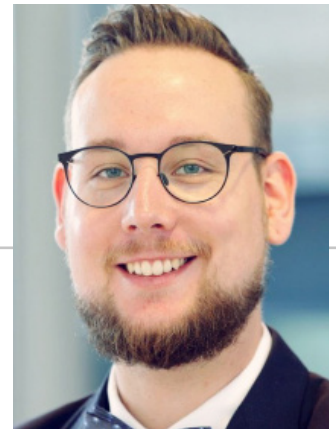
Akteure haben Dir die stärkste Orientierung gegeben?“, so zeichnet sich ein ähnliches Bild ab: Wissenschaftler, Politiker sowie Vertreter von Institutionen werden (in dieser Reihenfolge) als Orientierungsanker vor Journalisten und Vertretern der Wirtschaft und Verfassungsrechtlern (erneut mit 0 Prozent) genannt.

Stimmungsmacher

Daraus kann geschlossen werden, dass umso höher die Präsenz in den Medien durch die einzelnen genannten Akteure nach Auffassung der Probanden war, desto höher auch die Orientierung und das Vertrauen in diese implizit vorausgesetzt wurde. Ob mit dieser Einschätzung eine Bewertung von Journalisten als „Wissensvermittler“ versus einer Rolle der anderen genannten Gruppen als „Entscheider“ einhergeht, wäre eine Frage für weitere Befragungen. Denn diese Tendenz des Vertrauens in „die“ Wissenschaft ist auch in den gegebenen Antworten zur damaligen Stimmungslage (von Beginn des Lockdowns zum damaligen Erhebungszeitpunkt) abzulesen: Während 77,78 Prozent der Befragten diese zu Beginn der Pandemie als eher alarmierend empfanden, so waren zum Endzeitpunkt der Studie 69,44 Prozent davon überzeugt, dass die mediale Stimmungslage „eher beruhigend“ sei.

Bei all den hier in aller Kürze vorgestellten Ergebnisse ist jedoch festzuhalten: Die Blitz-Befragung unter den NEK-Mitgliedern zeigt nur einen Ausschnitt der Einschätzungen zur Corona-Pandemie über einen sehr kurzen Zeitraum, in dem ein Diskurs über einen erneuten Lockdown nicht stattfand. Nun befinden wir uns wieder in einem solchen. Eine weitere Erhebung mit erweiterter Fragestellung aufgrund dieser ersten Befunde wäre für ein neues Meinungsbild und eine kontrastive Betrachtung dieser beiden Zeiträume äußerst aufschlussreich.

Virtuelles Lehren und Lernen in Zeiten von Corona



Lehren und Lernen in (Krisen-)Zeiten von Corona war und ist keine leichte Aufgabe, denn nicht nur Beschäftigte anderer Branchen waren und sind noch immer verunsichert und benötigen in dieser Zeit besonders viel Halt und Perspektive, sondern gleiches gilt für Lehrende und auch Studierende. Hierbei entfesselt die Corona-Pandemie bei einigen Unternehmen eine „ungewohnte Kreativität“ (Gratwohl, 2020), wohingegen andere wie gelähmt wirken: „Ob Innovationen entstehen, hängt entscheidend von der gelebten Firmenkultur ab. Die Krise legt die Schwächen schonungslos offen“ (Gratwohl, 2020). Innerhalb der Organisationsforschung werden solche gesellschaftlichen Entwicklungen mit dem Akronym VUCA umschrieben und umfassen eine Spezifität, die sich durch folgende Annahmen charakterisieren lässt: Volatilität (volatility), Ungewissheit (uncertainty), Komplexität (complexity) sowie Mehrdeutigkeit (ambiguity) (vgl. Starker & Peschke, 2017, S. 56). Die VUCA-Welt wird von Starker und Peschke (2017, S. 60) als ein „nicht monokausal funktionierender und unvorhersehbarer Umfeldfaktor“ verstanden.

Diese Veränderungen der Arbeitswelt haben dabei starke Auswirkungen auf die Bildungsarbeit in Organisationen (vgl. Euler, 2010, S. 83) und sie sind folglich doppelt gefordert: „Sie [müssen] nicht nur aufzeigen, wie man der aktuellen Herausforderung begegnet – von Homeoffice bis Kurzarbeit. Sie [müssen] auch eine Strategie entwickeln, wohin das Unternehmen unter den veränderten Vorzeichen mittel- und langfristig steuert. Sie [müssen] zudem zeigen, wie sie in einer



Dr. Henrik Dindas, KoWi-1-Fach-Master-Abschluss 2013, ist derzeit tätig als Rektorskoordinator für Lehr- und Innovationsprojekte sowie als Lehrbeauftragter an der FOM Hochschule für Oekonomie & Management in Essen. Er promovierte bei Prof. Dr. Achim Eschbach über „Gelingen und Scheitern zwischenmenschlicher Kommunikation“. Im Oktober 2019 wurde er in den Vorstand des NEK gewählt.

Welt agieren wollen, in der nichts mehr sicher zu sein [scheint]. Offenheit, Vernetzung und Agilität sind die Gebote der Stunde“ (Höpner, 2020).

Diese „Gebote“ gelten folglich auch für Hochschulen, die von der Krise nicht weniger betroffen sind, denn auch an den Hochschulen herrscht wegen der Corona-Pandemie der Ausnahmezustand: „Hörsäle sind geschlossen – und die Onlinelehre läuft nicht überall rund. Die Unsicherheit ist groß, was nun kommt“ (Jensen & Will, 2020). Um eine weitere Ausbreitung des Corona-Virus zu verzögern, haben letztlich alle Hochschulen bundesweit ihre physischen Lehrveranstaltungen ausgesetzt – eine große Herausforderung für alle Beteiligten, denn der Umbau zu einem komplett virtuellen Online-Semester fand innerhalb nur weniger Wochen im Hauruckverfahren statt: „Online-Vorlesung, Lehrvideo, digitale Sprechstunde – was früher ein netter Zusatz war, muss nun für fast drei Millionen Studierende funktionieren“ (Gillmann, 2020).

Auch in meiner eigenen Lehre an der FOM erforderte die Corona-Krise – nicht zuletzt aufgrund der staatlich verfügten Anordnungen zur Einstellung des Präsenzunterrichts im Hörsaal – erhebliche Anpassungen meiner Lehr- und Lernsettings. Der plötzliche Umstieg auf die virtuelle Lehre ging für mich dabei sehr schnell, obwohl ich zuvor keine großen Erfahrungen mit Lehre im Webinarsetting hatte. Bereits zwei Tage nach Bekanntwerden der Einstellung der Präsenzlehre im Hörsaal hatte ich bereits meine erste Onlinevorlesung im Modul „Sozialpsychologie“ im Master-Studiengang Wirtschaftspsychologie. Das hat meines Erachtens nur funktioniert, weil ich bereits relativ gut mit einer passenden Soft- und Hardware-Struktur ausgestattet war. Auf meinem Schreibtisch befinden sich nämlich zwei Bildschirme: mein Notebook, auf dem meine Präsentationen und Programme laufen,

und ein zweiter großer Monitor – hier kann ich verfolgen, was die Studierenden über meine Kameras sehen und so jederzeit nachjustieren. Auch die Studierenden selbst sind hier für mich direkt „sichtbar“, sodass eine Art verschobene beziehungsweise virtuelle „Face-to-Face-Kommunikation“ simuliert werden kann (wenn ich beim Sprechen auch direkt in die Kamera schaue): Das mimische Feedback der Studierenden ist für mich als Lehrender ebenso wichtig wie meine Gestik und Mimik für die Studierenden.

Einsatz von Körpersprache

Ich arbeite zudem mit zwei verschiedenen Kameras, zwischen denen ich hin und her switchen kann. Eine Kamera filmt mich am Schreibtisch, eine weitere in den ganzen Raum hinein beziehungsweise auch fokussiert auf bestimmte Tools, die ich in der Vorlesung nutze (zum Beispiel Systembrett im Coaching). Das hat den Vorteil, dass ich auch mal umhergehen kann, so wie ich es auch im Hörsaal relativ häufig mache, und so haben mich die Studierenden auch bereits „physisch“ zu Beginn des Semesters kennengelernt. Durch diese unterschiedlichen Perspektiven ist es für die Studierenden nicht nur „optisch“ abwechslungsreicher, sondern ich kann auch viel besser meine Körpersprache einsetzen – Mimik und Gestik sind schließlich wichtige nonverbale Kommunikationsmittel, die auch in der virtuellen Präsenzlehre eine große Bedeutung haben, um Studierende zu aktivieren und motivieren. Zu guter Letzt nutze ich noch ein LED-Ringlicht für eine gute beziehungsweise Ausleuchtung sowie ein Kondensator-Mikrofon für einen optimalen Klang, welcher meines Erachtens ein sehr wichtiger Bestandteil einer gelungenen virtuellen Präsenzlehre ist.

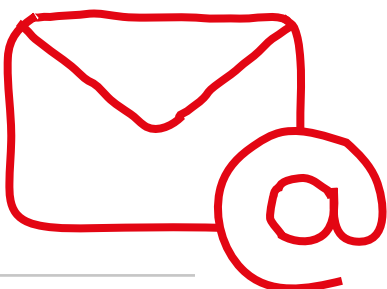
Aber die Umstellung auf das virtuelle Arbeiten beinhaltet für mich auch räumliche Herausforderungen: Auch meine Frau war plötzlich zu Hause und wir mussten uns auf die vorhandenen Räume und Tische verteilen und abstimmen. Herausfordernd war aber tatsächlich auch die drastische Zunahme der schriftlichen Kommunikation mit und von den Studierenden. Es gab deutlich mehr E-Mail-Anfragen, zu allen möglichen Zeiten und Themen, und auch Terminverschiebungen durch die verlängerten Bearbeitungszeiten bei den Prüfungen – pauschal wurden alle Abgaben der

Prüfungsleistungen verlängert – führten zu logistischen Herausforderungen bei mir. Für die Studierenden war diese Änderung der Abgabefrist sicher gut, für mich als Lehrenden aber schwierig, da es meine vorherige zeitliche Semesterplanung durcheinandergeworfen hat und dann die Mehrzahl der zu begutachtenden Seminararbeiten und Präsentationen erst mit Beginn des neuen Wintersemesters 2020/21 anfielen. Vor allem bei den anstehenden Prüfungen habe ich viel Verunsicherung erlebt, da es teilweise mehrfach Änderungen in den Formen und Terminen gab. Da wurde zeitweise in jeder einzelnen Sitzung neu nachgefragt, wie denn jetzt der Stand sei.

In Rahmen meiner Lehre gab es aber zum Glück wenig Probleme durch die Umstellung ins „Virtuelle“. Mehrmals kam sogar die Rückmeldung, dass die neue Situation der virtuellen Lehre tatsächlich auch als Chance gesehen wird, neue Tools und Formen der virtuellen Kollaboration und Kommunikation kennenzulernen, die auch im Job der Studierenden hilfreich sind. Als wesentliche Voraussetzung bei der Planung der virtuellen Lehre würde ich daher die Anpassung auf die individuellen Bedürfnisse der Zielgruppen beschreiben, denn für jedes Lernniveau gibt es auch unterschiedliche Lernziele. In den ersten Semestern zum Beispiel liegt der Fokus häufig auf der Vermittlung von Fachkompetenzen, zum Beispiel durch das Weitergeben von konkretem (Fach-)Wissen – da bietet sich zunächst eine reine PowerPoint-Präsentation oder ein „Frontalvortrag“ in vielen Fällen durchaus an. Im fortgeschrittenen Studium geht es hingegen eher darum, zu reflektieren, zu diskutieren, sich mit Kommilitoninnen und Kommilitonen fachlich und methodisch auszutauschen und dabei das Gelernte wirklich anzuwenden und zu transferieren (vgl. Schulte, 2020).

Virtuelle Teamarbeit

Hilfreich ist in der virtuellen Lehre in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, größere Gruppen in sogenannte Breakout-Räume (zum Beispiel bei der Nutzung von „Zoom“) zu verteilen, um Kleingruppenarbeit und -diskussionen „live“ zu ermöglichen und die Gruppen dabei innerhalb von Sekunden neu mischen zu können. Vor allem bei Modulen mit solchen Gruppenarbeiten hatte ich zunächst Bedenken, ob ein solches kollaboratives Lehr- und Lernsetting aus auch in der virtuellen Präsenz funktioniert. Ich hatte deshalb einen Input mit Best-Practice-Tipps aus der virtuellen Teamarbeit eingeschoben. Die Studierenden haben aber wirklich super zusammengearbeitet und waren teilweise besser organisiert und fokussiert als zu Präsenzzeiten. Alles in





allem wurden die Lehr-, Lern- und Prüfungsziele also gut erreicht; sowohl in Hausarbeiten als auch bei den Video-Präsentationen sind die Noten in meinen Modulen mit denen der Vorsemester vergleichbar. Auch bei der Anzahl der abgelegten Prüfungen und bei der Bestehensquote gab es bei mir keine beobachtbaren Veränderungen.

Die Vorteile der Präsenzlehre lassen sich also mit einem didaktisch gut durchdachten Webinar und der entsprechenden Technik wunderbar in den virtuellen Raum übertragen! Dies zeigt sich im Fokus veränderter Studienbedingungen und Erwartungshaltungen von Studierenden und mündet vor allem auch in den Bereich der Hochschullehre, denn in Zeiten von sich täglich anzupassenden Transformationsprozessen ist eine gut durchdachte Webinar Didaktik sowie ein auf die Bedürfnisse der Studierenden abgestimmtes didaktisches Design der Ausgestaltung der virtuellen Lehre notwendig, welches mehr vollbringt, als nur die „alte Didaktik“ mit neuen Tools abzubilden.

Die Zukunftsfähigkeit der Lehre bedeutet also eine fundierte Selbststeuerungsfähigkeit – sowohl auf Studierendenseite als auch auf Seiten der Lehrenden – in der VUCA-Welt zu fördern. Laut Martin Rademacher, Digitalisierungsexperte der Hochschulrektorenkonferenz, ist die Digitalisierung der Hochschulen hierbei eine „Daueraufgabe“ (Rademacher in Gillmann, 2020), bei der es „vielfach an didaktischen ausgefeilten Konzepten fehlt“ (Rademacher in Gillmann, 2020). In der Praxis dominieren aktuell Videokonferenzen als Ersatz für Vorlesungen und Seminare, die aber laut Oliver Janoschka, Leiter des Hochschulforums Digitalisierung, vielerorts „unter viel Druck und mit heißer Nadel gestrickt“ (Janoschka in Gillmann, 2020) wurden und damit deutlich „optimierbar“ seien. Dennoch bietet die Nutzung digitaler Medien – und hier insbesondere Webinare – in diesen Zeiten die Möglichkeit, Lehre und andere wissenschaftliche Veranstaltungen weiterhin friktionsfrei durchzuführen, Inhalte zur Verfügung zu stellen, miteinander im Austausch zu bleiben und sogar neue Lehr- und Veranstaltungsformate zu erproben. Um hierbei die Angst, Bedenken und Vorurteile vieler Lehrender gegen eine umfassende Nutzung der digitalen Technologien zu überwinden, besteht ein dringender Bedarf an der Entwicklung geeigneter Anreize und insbesondere kontinuierlicher Unterstützungssysteme sowie Weiterbildungsmaßnahmen, die sowohl den Studierenden als auch den Lehrenden im gesamten Lehr- und Lehrprozess zur Verfügung stehen (vgl. Guri-Rosenblit, 2018, S. 97).

Erläuterungen

Die gemeinnützige und stiftungstragende FOM Hochschule für Oekonomie & Management wurde 1991 auf Initiative von Wirtschaftsverbänden im Ruhrgebiet gegründet. An der privaten Hochschule mit mittlerweile 33 Standorten und über 55.000 Studierenden werden wissenschaftliche Präsenzstudiengänge entwickelt, die unter organisatorischer Berücksichtigung der Berufstätigkeit der Studierenden die gegenseitige Bezugnahme beruflicher Praxis und akademischen Lernens in den Fokus der Studienganggestaltung im Allgemeinen und der Didaktik im Speziellen stellen.

Virtuelle Präsenzlehre beschreibt die terminsynchronen Durchführung von Lehrveranstaltungen, bei denen sich Lehrende und Studierende zu einem bestimmten Zeitpunkt online – zum Beispiel in einem Webinar – zusammenfinden.



Literatur

Euler, D. (2010). Führungskräfte als Promotoren moderner Lernkulturen. In: G. Schweizer, U. Müller & T. Adam (Hrsg.). Wert und Werte im Bildungsmanagement. Nachhaltigkeit – Ethik – Bildungscontrolling. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag, S. 83-93.

Gillmann, B. (2020). Online-Semester: Hochschulen digitalisieren sich im Hauruckverfahren. Abgerufen am 30.11.2020, von <https://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/bildung-online-semester-hochschulen-digitalisieren-sich-im-hauruckverfahren/25822378.html?ticket=ST-2927440-U6wKdeUUnpkpN6ENCRO-ap5>.

Gratwohl, N. (2020). Warum einige Firmen in der Krise aufblühen, während andere verkümmern. Abgerufen am 30.11.2020, von <https://www.nzz.ch/meinung/corona-krise-entfesselt-bei-einigen-unternehmen-neue-kreativitaet-ld.1558943>.

Guri-Rosenblit, S. (2018). E-Teaching in Higher Education: An Essential Prerequisite for E-Learning. In: Journal of New Approaches in Educational Research, 7(2), S. 93-97.

Höpner, A. (2020). Führen in Zeiten von Corona: „CEOs dürfen sich nicht wegducken“. Abgerufen am 30.11.2020, von <https://www.handelsblatt.com/unternehmen/management/management-fuehren-in-zeiten-von-corona-ceos-duerfen-sich-nicht-wegducken/25723134.html?ticket=ST-1753901-HufCteY0m1MP0ICWzXC-ap5>.

Jensen, M. & Will, S. (2020). „Nicht-Semester“, Onlinelehre – So soll es für Deutschlands Unis weitergehen. Abgerufen am 30.11.2020, von <https://www.welt.de/wirtschaft/karriere/bildung/article207067183/Hochschulen-und-Corona-Krise-Onlinelehre-allein-reicht-nicht.html>.

Schulte, F. P. (2020). Virtuelle Lehre: Drei Fragen an Prof. Dr. Frank P. Schulte. Abgerufen am 30.11.2020, von <https://www.fom.de/2020/april/virtuelle-lehre-drei-fragen-an-prof-dr-frank-p-schulte.html>.

Starker, V. & Peschke, T. (2017). Hypnosystemische Perspektiven im Change Management. Veränderung steuern in einer volatilen, komplexen und widersprüchlichen Welt. Wiesbaden: Springer Gabler.

Corona – mit Toilettenpapier gegen die Angst



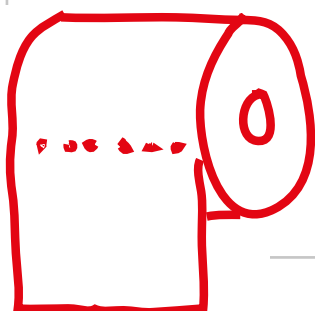
In dem 1986 erschienenen Buch „Ökologische Kommunikation“ hat der Soziologe Niklas Luhmann den Begriff der Angstkommunikation diskutiert. Dabei hat er ihr „eine große politische und moralische Zukunft“ vorausgesagt. Nach über 30 Jahren kann dies nur bestätigt werden. Mit Blick auf die aktuellen Ereignisse wollen wir uns ein, zwei Aspekte näher ansehen und sie kommunikationstheoretisch verorten.

Vernunft?

Beginnen wir bei der Angst. Zunächst „braucht Angst gar nicht wirklich vorhanden zu sein. Angstkommunikation ist immer authentische Kommunikation, da man sich selbst bescheinigen kann, Angst zu haben, ohne daß andere dies widerlegen können.[...] Angst widersteht jeder Kritik der reinen Vernunft.“

Wer glaubt, dass Güter und Waren knapp werden, kauft erst einmal von allem mehr. Mehl, Nudeln, Reis und Zucker – Marmelade, Honig und Zwieback – Küchenrollen, Desinfektionssprays und natürlich Toilettenpapier (logisch). Die „Mobilisierung zum Hamstern“ folgt dabei der schlichten Logik, dass Menschen befürchten, dass andere aus Angst vor großer Knappheit mit dem „Hamstern“ beginnen, was sie wiederum zum Hamstern zwingt. Selbstbescheinigte Ängste, die keiner widerlegen und vernunftorientiert beschwichtigen kann – auch wenn mehrere Funktionssysteme der Gesellschaft gleichzeitig versuchen, der Angst abzuhefen. So klärt die Wissenschaft über das Virus auf – und dies sehr sachlich und transparent (die Fakten dürften eigentlich keine größere Angst produzieren als gegenüber anderen permanent bestehenden Risiken/Gefahren). Die Politik entscheidet – sie stellt Milliarden-Hilfen bereit und trifft konkrete Maßnahmen zum Schutz des Gesundheitssystems, also zum Schutz des Volkes. Das Rechtssystem baut in nie gekannter Schnelligkeit bürokratische Entscheidungshürden ab. Sogar das Erziehungssystem überrascht und steigt spontan (!) auf massentaugliche Formen digitalen Lernens um.

Also, das hört sich doch alles recht positiv an. Und dennoch: „Wenn man der Angst abzuhefen sucht, nimmt sie zu [...] Gerade die offizielle Politik, gerade die ständige Bemühung um eine Verbesserung der Verhältnisse kann angststeigernd wirken [...] Psychologische Basis dieses paradoxen Effekts scheint die Tatsache zu sein, daß sehr



Mike A. Rui hat Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie (Magister Artium in 2002) studiert, arbeitet von Essen aus im Bereich Coaching/Training und ist als einer von zwei Partnern geschäftsführender Inhaber von co.zwei Coaching. Dieser Artikel ist in Koproduktion mit seinem Geschäftspartner Jörg Frehmann entstanden.

unwahrscheinliche Risiken überschätzt werden und daß man Risiken, denen man unfreiwillig ausgesetzt ist, für größer hält als Risiken, auf die man sich freiwillig einläßt.“

Risiko-Rhetorik

Der Kommunikation über unfreiwillige Risiken haftet stets das Fremde, Unbekannte – das schwer Einzuschätzende an. Mal ist es die Globalisierung und der menschenverachtende Kapitalismus. Dann sind es Flucht und Migration (also Menschen) oder der nicht aufzuhaltende, rasante und unberechenbare technologische Fortschritt mit seinen (unbekannten) Folgen. Und momentan ist es ein bisher unbekanntes Virus. Was auffällt: Themen, die mit hohen, unfreiwilligen Risiken einhergehen, werden zumeist auch mit negativen rhetorischen Verstärkern attribuiert. Und was menschenverachtend, böse oder nicht aufzuhalten ist, schreit dann natürlich nach weiterer Angst-rhetorik als nach angemessener Reaktion. Hinzu kommt, dass man auch bei Angst Position beziehen kann. „Die einen sprechen von ‚Hysterie‘, die anderen von ‚Verharmlosung‘ – und vermutlich haben beide Seiten recht.“ Und heute noch mehr als damals (über die schlichten Massenmedien) verbreitet sich – dank Social Media – Angstkommunikation völlig selbstinduziert.

Angst wird zur (moralischen) Instanz

Dies alles deutet darauf hin, weshalb wir trotz aller bekundeten Solidarität vielfach gegenteiliges Verhalten beobachten können. Die Angstkommunikation scheint stärker zu sein als die Kommunikation von Solidarität. Nur so lassen sich Hamsterkäufe, aggressives Vordrängen an den Regalen, Beschimpfungen und Beleidigungen gegenüber Kassiererinnen oder Polizisten

Corona – mit Toilettenpapier gegen die Angst

sowie eine solide Vorwurfskommunikation allem und jedem gegenüber kommunikationstheoretisch erklären. Ob wir hierbei archaischen Prinzipien der Spezies Mensch gewahr werden, die trotz Evolution weiterhin als erfolgreiche Reaktionsmuster (Angriff/Verteidigung/Flucht) ablaufen, lassen wir im Raum stehen. Denn in „der öffentlichen Rhetorik wird Angst zum Prinzip der Selbstbehauptung hochstilisiert. Wer Angst hat, ist moralisch im Recht, besonders wenn er für andere (die Familie/Freunde etc.) Angst hat und seine Angst einem anerkannten, nicht pathologischen Typus zugerechnet werden kann.“

Insofern ist angstgesteuerte Kommunikation ebenso wie Kommunikation über Angst ein Katalysator, durch den ein Thema groß gemacht wird, während gleichzeitig andere oder auch damit einhergehende Themen unter dem Radar der öffentlichen Wahrnehmung fliegen. Wer konzentriert sich darauf, wie viele Menschen genesen sind? Wer setzt sich damit auseinander, wie gut unser Gesundheitssystem (bei allen Problemen) im Vergleich zu anderen funktioniert? Wer traut sich darüber zu sprechen, dass die Krise auch positive Begleiterscheinungen, zum Beispiel regenerative Effekte auf „die Natur“ und damit entstehende valide Daten für den Umweltschutz, mit sich bringen kann? „Wenn Angst kommuniziert wird und im Kommunikationsprozeß nicht bestritten werden kann, gewinnt sie eine moralische Existenz. Sie macht es zur Pflicht, sich Sorgen zu machen, und zum Recht, Anteilnahme an Befürchtungen zu erwarten und Maßnahmen zur Abwendung der Gefahren zu fordern.“

Somit symbolisiert vielleicht das Toilettenpapier bei uns gerade zweierlei: Den Erfolg der Angstkommunikation und den Umgang mit ihr. Gerade so, also wolle man die Angst abwischen – und zwar gründlich! „Ein Glück nur, daß die Rhetorik der Angst wahrscheinlich nicht in der Lage ist, wirkliche Angst zu erzeugen. Sie bleibt ein Störfaktor im [...] System.“



Literatur

Niklas Luhmann. Ökologische Kommunikation 1986, Seite 237 – 248.



Weniger Selbstdarstellung, mehr Sachlichkeit



Jens Kapitzky hat im Mai zusammen mit Prof. Dr. Stefan Kühl, Professor für Organisationssoziologie an der Universität Bielefeld, einen genaueren Blick auf die Chancen geworfen, die sich aus den reduzierten Ausdrucksmöglichkeiten bei webbasierten Interaktionen ergeben. Ein paar Fragen und Antworten dazu.

Die virtuelle Kommunikation über Zoom und Co. bietet vielfältige Möglichkeiten. Wo sind die Grenzen?

„Abgesehen von technischen Problemen erweisen sich insbesondere das Zusammenspiel von sprachlichen Äußerungen mit den nonverbalen Aspekten von Mimik, Gestik, Körperhaltung oder Blickverhalten sowie die Verbindung mit paraverbalen Äußerungen wie Kichern, Stöhnen oder Lachen als eher schwierig. Scherze oder Witze beispielsweise, die zur Entspannung oder als Auflockerung gedacht sind, führen bei der internetbasierten Interaktion selten zu einem gefühlsmäßigen Übersprung. Wenn einer lacht, dann zeitversetzt zu den anderen und mehr oder minder für sich allein.“

Welche Chancen ergeben sich aus diesen Grenzen?

„Der Mangel an Ausdrucks- und Wahrnehmungschancen kann durchaus positive Effekte haben. Gerade Interaktionen in Organisationen können darunter leiden, dass unter Anwesenden zu vieles aneinander wahrgenommen wird, was für das Diskussionsthema nicht relevant ist. All das, was man dann voneinander wahrnimmt, erfordert eigene Aufmerksamkeit – und diese geht nicht selten zulasten der Aufmerksamkeit für das Wesentliche.“

Welche Art von Ablenkung ist hier gemeint?

„Den Beteiligten fehlt unter anderem eine Reihe von Möglichkeiten zur Selbstdarstellung als Person. Nehmen wir das Mitarbeitergespräch als Beispiel: Hier wird die Diskussion von Themen häufig dadurch überlagert, dass Untergebene wie Vorgesetzte stark mit ihrer Selbstdarstellung beschäftigt sind. In solchen Fällen kann es von Vorteil sein, das Gespräch internetbasiert zu führen. Vergleichbares lässt sich bei Gesprächen mit Fachexperten oder der Abstimmung von Sachfragen feststellen, die ebenfalls durchaus davon profitieren, dass Selbstdarstellungsthemen zwischen den Beteiligten mangels Gelegenheit eine untergeordnete Rolle spielen.“

Jens Kapitzky hat als Buchdrucker, Buchhändler, Redakteur und Verlagsgeschäftsführer gearbeitet. Er ist Magister der Kommunikationswissenschaft, Germanistik und Politik. Seit 2015 ist er Berater bei Metaplan und leitet dort die Metaplan Leadership & Organization Academy.

Sind Webmeetings dadurch automatisch effizienter?

„Ja, aber nur dann, wenn man die internetbasierten Interaktionen in kürzere Zeitblöcke gliedert und ein rigideres Zeitregime ansetzt. Denn die Aufmerksamkeitsspannen werden kürzer, weil es an entspannender Ablenkung in Form einer kurzen Verständigung mit der Nachbarin, eines kurzen Seitenblicks auf einen attraktiven Gesprächspartner oder eines abschweifenden Blicks durch den Raum fehlt. So lassen sich Interaktionen unter Abwesenden meist weniger lange durchhalten als Interaktionen unter Anwesenden.“

Die Bilanz?

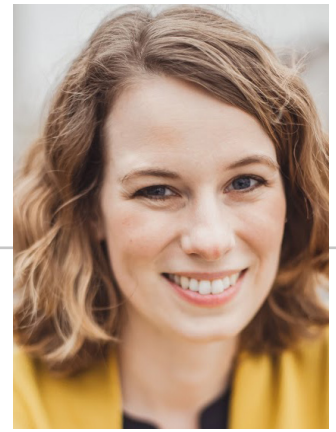
„Aus Sicht derer, die auf produktive Interaktionen innerhalb von Organisationen angewiesen sind, erweist es sich als interessant, die technischen Möglichkeiten teilweise bewusst nicht auszuschöpfen, um die internetbasierte Interaktion zielgerichtet und sachorientiert gestalten zu können. Aus der Limitierung der Ausdrucksmöglichkeiten ergeben sich vielfältige Chancen für mehr Sachlichkeit.“



Zum vollständigen Artikel:

Jens Kapitzky und Prof. Dr. Stefan Kühl haben ihre Einblicke in die Chancen aus den Grenzen virtueller Kommunikation Mitte Mai in die Form eines ausführlichen Artikels für Haufe.de gebracht. Der Weg dorthin: https://www.haufe.de/personal/hr-management/virtuelle-kommunikation-chance-fuer-eine-neue-sachlichkeit_80_515888.html

Da fehlt was ... – über den Wert von Pausen im öffentlichen Raum



Kathrin Behme hat 2012 ihren Master in Kommunikationswissenschaft gemacht und außerdem den B. A. in Germanistik und Anglophone Studies. Sie lebt heute in Wuppertal und ist selbstständig als Coach, Moderatorin und Trainerin tätig (adonde.de).

Der Beginn der Pandemie im März 2020 war eine Zäsur für meine Arbeit mit Gruppen: Fast alle Termine wurden innerhalb weniger Tage abgesagt, bis nach einer mehr oder weniger langen Sortierungsphase mit mehr oder weniger großen Bauchschmerzen auf Seiten der Unternehmen und auch bei mir in den Online-Raum gewechselt wurde. Ich arbeite als Coach, Moderatorin und Trainerin, sowohl mit Einzelpersonen als auch mit Teams oder gemischten Gruppen, deren Mitglieder sich nicht kennen. Über ein Phänomen der Arbeit im Online-Raum möchte ich hier gerne berichten, denn es wird aus meiner Perspektive auch nach der Pandemie bestimmen, inwieweit Workshops und Trainings im Online-Modus verbleiben oder die Arbeit in körperlicher Präsenz wieder aufgenommen wird: Ich rede von den Pausen.

Die Pausen im Workshop oder im Training dienen auf den ersten Blick der Erholung und Entspannung: Aufstehen und ein bisschen bewegen, einmal kurz aufs Klo, Kaffee nachschenken, gut durchlüften – und dann kann nach zirka 15 Minuten mit der Arbeit in der Gruppe weitergemacht werden. Was aus dieser Perspektive leicht übersehen wird, ist der Wert der Pause für die Kommunikation und den Austausch zwischen den Gruppenmitgliedern. Mit der Pause öffnet sich der private Raum im Workshop: Das kurze Gespräch beim Kaffee, ob man zufrieden mit dem bisher Erreichten ist, die Vergewisserung auf dem Klo, dass das doch in Ordnung war, was man gerade gesagt hat, die kleine Runde am Fenster, die sich bestärkt, nach der Pause jetzt aber wirklich das kritische Thema in der Zusammenarbeit anzusprechen. All das ist wichtig für das Vorankommen und die Qualität eines Workshops und fällt im Online-Raum weg. Denn hier stehe ich zwar auch auf, gehe aufs Klo und schenke mir Kaffee nach – aber der Austausch mit anderen Gruppenmitgliedern bleibt mir verwehrt. Außer, ich rufe einmal kurz durch.

Rollenverhalten

Der öffentliche Raum kann mit den Worten meines Coaching-Ausbilders Rainer Molzahn als der Ort bezeichnet werden, „[an dem sich] die Mitglieder eines Systems in ihren Rollen [begegnen]. [...] Dass es jetzt öffentlich wird, merkt man daran, dass jemand beginnt, aus seiner unpersönlichen Rolle heraus zu sprechen. [...] Was im öffentlichen Raum geschieht, wird von allen bezeugt.“ Der private Raum dagegen zeichnet sich dadurch aus, dass wir hier als Personen sprechen und für einen Moment aus der Beobachtung durch alle anderen ausbrechen können. Wieder in den

Worten von Schlehuber/Molzahn: „Wir bestätigen oder relativieren in diesen Gesprächen unsere Wahrnehmung. Dabei reflektieren wir uns als Person und in unseren Rollen und verarbeiten Erfahrungen. Das wirkt auf unser Verhalten im öffentlichen Raum zurück.“ (ebd., S.231) – und beeinflusst damit die Qualität von Trainings und insbesondere Workshops.

Transferversuch

In den letzten Monaten habe ich einige Versuche erlebt, den privaten Raum in den öffentlichen Raum des Online-Trainings zu holen. Da gab es Trainer, die den Online-Raum auch in den Pausen offen zugänglich gelassen haben, falls sich Teilnehmer*innen unterhalten wollten. Oder einzelne Personen, die sich zu zweit von einem PC aus zugeschaltet haben, um am Workshop teilzunehmen. All dies ersetzt nicht die Qualität der Pause, welche sie in Workshops mit körperlicher Präsenz hat. Der Online-Raum ist per se immer öffentlich, da ich hier nie sicher sein kann, wer gerade noch mithört (trotz ausgeschaltetem Video). Die einzige Variante, um den privaten Raum stärker in den öffentlichen Online-Raum zu holen, die ich bislang entdeckt habe, ist die verstärkte Nutzung von Kleingruppenräumen: Immer wieder die gemeinsame Arbeit im Online-Plenum unterbrechen, um die Teilnehmer*innen zu zweit oder zu dritt in Break-Out-Rooms zu schicken und sie dort eine weitere Runde im kleinen Kreis zum Thema drehen zu lassen. Diese Verlangsamung des Prozesses verlängert die Workshop-Zeit, aber erhöht die Qualität der Ergebnisse immens.

Wenn ich an dieser Stelle einen Blick auf das Ende der Pandemie wage und darauf, wie meine Arbeit mit Gruppen wohl weitergehen wird, denke ich, dass insbesondere bei anspruchsvollen Themen (beispielsweise Teamentwicklung, Konfliktbearbeitung, Visionsentwicklung...) der Präsenz-Workshop zurückkehren wird. Aktuell

Da fehlt was ... – über den Wert von Pausen im öffentlichen Raum

höre ich immer wieder von Unternehmen, die überrascht sind, wie gut die Online-Formate funktionieren – und dabei parallel die große Kostenersparnis vor Augen haben, mit der Konsequenz: Nur noch Online-Workshops! Ich denke, hier wird der Wert der Arbeit im Hier und Jetzt mit allen sinnlich wahrnehmbaren und atmosphärischen Signalen sowie der Nutzen der Pause in gemeinsamer Präsenz unterschätzt. Für einen tiefen Austausch und eine nachhaltige Bearbeitung der eigenen Themen wird es weiterhin Workshops in körperlicher Präsenz benötigen. Bis dahin geht das Online-Experiment weiter – und ich freue mich schon auf neue Ansätze und Erkenntnisse!

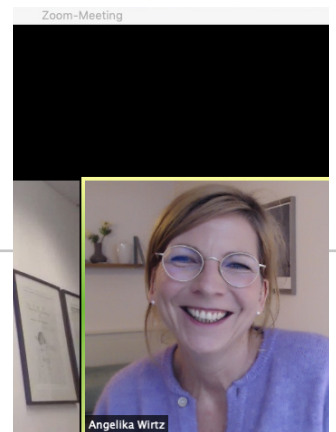


Literatur

Elke Schlehüser & Rainer Molzahn: Die heiligen Kühe und die Wölfe des Wandels. Warum wir ohne kulturelle Kompetenz nicht mit Veränderungen klarkommen. Offenbach: Gabal, 2007 (S.222 – 224).



Wie mich meine eigene Forschung im Corona-Heute einholt ... – und so unsagbar langweilt



„Isolationsforschung - Die Kommunikationswissenschaft der Universität Duisburg-Essen zeigt in einem wissenschaftlichen Experiment den Effekt von Alltagsmasken. Mehr als vierzig Teilnehmende werden aufgefordert, beim Tragen von Alltagsmasken, die auch im medizinischen Bereich eingesetzt werden, ihre Gesichtsmimik zu verändern. Sie sollen hinter ihrer Maske beliebig lächelnd, zornig, fragend, neutral, traurig oder ängstlich gucken. Beobachtende erhalten die Aufgabe, den Gesichtsausdruck zu deuten. Fotos dokumentieren die Ergebnisse. Das Experiment markiert den Beginn einer mehrjährigen Isolationsforschung des Essener Instituts unter Federführung von Prof. H. W. Schmitz. Diese wiederum knüpft an die seit Jahren bestehende Videokonferenzforschung an. Forschungsschwerpunkte sind Grundlagen und Möglichkeiten audiovisueller Fernkommunikation am Beispiel von Skype-Videokonferenzen.“

Nein, dies sind keine „Fake News“. Das ist Forschung mit Milliarden von Menschen betreffender Relevanz und dabei der Realität um 14 Jahre voraus – das schafft nur die KoWi! Im Jahr 2006 startete am Institut für Kommunikationswissenschaft der UDE ein Forschungsprojekt für krebserkrankte, isolierte Kinder: „TKK-ELF Telekommunikation für Kinder im Krankenhaus mit Eltern, Lehrern und Freunden“. Kindern, die wegen einer Knochenmarkstransplantation drei Monate lang in Isolationsräumen verbringen müssen, stellte das Projekt Laptops, Kameras und kommunikationswissenschaftliche Begleitung für Videokonferenzen bereit.

Einstieg ins Projekt

Ich zog das große Los und erhaschte die wissenschaftliche Hilfskraftstelle, die im Projekt vorgesehen war. Im Bewerbungsgespräch klopfte mich Herr Schmitz, wie er mir später verriet, unauffällig auf meine technischen Vorkenntnisse zur Videokonferenz ab. Ich besaß keine, wollte aber diese Stelle und beschönigte, so gut es ging. Nur: Wem wollte ich da etwas vormachen? Die Sache war klar, und keinerlei Vorkenntnisse zu haben glücklicherweise Bedingung für die Stellenbesetzung.

In den nächsten Jahren verbrachten mein Kollege Dr. Thomas Bliesener und ich unzählige Stunden bei schwerkranken Kindern in Isolationsräumen. Um sich diesen Hochsicherheits-Boxen auch nur zu nähern, ist das Tragen von Isolationskleidung Pflicht. Grüne Einweg-Kittel, Fußstulpen, Kopfhauten,

Dr. Angelika Wirtz machte 2003 ihren Abschluss in Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie. 2014 promovierte sie bei Prof. Dr. H. W. Schmitz über „neue Formen multimodaler Kommunikation“ am Beispiel Videokonferenz. Heute arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Sexuelle Gesundheit und Medizin (WIR/Walk In Ruhr) in Bochum.

Gummihandschuhe und Masken wurden zu unserer normalen Arbeitskleidung. Sehr vertraut ist mir aus dieser Zeit die beschlagene Brille, wenn sich der Atem seinen Weg aus der Maske sucht. (Neu und befremdlich ist mir heute allerdings das Atmen durch die deutlich dichteren Stoffmasken, vor allem, als ich neulich auf einem Parkplatz in Streit geriet, etwas engagierter atmen musste und meine Lunge plötzlich reagierte. Ich konnte gerade noch raushauen: „Das haben Sie jetzt davon, gleich hyperventilier' ich!“, bevor unser Streit in Gelächter mündete.) Man muss nicht Kommunikationswissenschaftler*in sein (aber hilfreich ist es schon), um zu erkennen, dass insbesondere der Mundschutz die Isolation der sterbenskranken Würmer in ihren Betten verschlimmert. Covid-19 hat uns gelehrt, dass der Mundschutz wesent-



Wie mich meine eigene Forschung im Corona-Heute einholt ... – und so unsagbar langweilt

lich ist. Während allerdings heute alles Mögliche an Alternativen gesucht und ausprobiert wird, um besser gesehen zu werden, und selbstverständlich auch, um besser auszusehen, konnte unser KoWi-Team seitens der Kinderklinik keinerlei Bemühungen identifizieren, die soziale und räumliche Isolation der Kinder dort, wo es möglich war, zu minimieren. Hätte Thomas Bliesener seine Idee von damals, einen transparenten Mundschutz zu entwickeln, verfolgt, was würde er heute als Millionär wohl anstellen?

Auf dem Wissenschaftssommer 2007 in Essen trumpfte die KoWi mit einem besonders attraktiven Stand auf, eigentlich sogar mit zwei Ständen. Unser Team baute den Isolationsraum nach und lud an anderer Stelle dazu ein, von Fern in den Raum hinein zu skypen. Damit nicht genug, führten wir das Mundschutz-Experiment durch. Anschaulicher kann Isolationsforschung wohl kaum sein.

Wenn wir uns noch einmal zurück in den Isolationsraum versetzen und die wissenschaftliche Hilfskraft in Sterilkleidung am Kinder-Krankenbett sitzen sehen,



Wissenschaftssommer 2007: Die Kommunikationswissenschaft stellt einen Isolationsraum und eine Gegenstelle nach.

erkennen wir auf dem Nachtschränkchen einen Laptop mit Kabelgedöns und ein Handy. Ja, dort liegt wirklich ein Handy und kein Smartphone, denn es ist das Jahr 2008, wir können kostspielig mobil telefonieren und im zwei mal drei Zentimeter großen Display grünen Kurznachrichtentext auf schwarzen Hintergrund tippen – und das war's.

No-Dr. Skype

An das TKK-ELF-Projekt schloss ich meine eigene Forschung an, eine empirische Grundlagenstudie zur Kommunikation per Videokonferenz. In aller Deutlichkeit: Technisch war und bin ich eher 'ne Niete und als 1971er-Jahrgang auch alles andere als ein Digital Native. In meiner Forschung widmete ich mich allem, was Menschen so anstellen, um per Videokonferenz-Technologie in Kontakt miteinander zu sein: Lachen, Diskutieren und Rumlödeln, Streiten und Vertragen, Weinen und Trösten, einen Witz anbringen, Geheimnisse teilen und viele bezaubernde Dinge mehr. Kurz gesagt: Ich erforschte zwischenmenschliche Online-Kommunikation.

Damals funktionstüchtig und der Renner war die Software Skype, und als 2014 meine Promotion abgeschlossen war, taufte mich meine Freundin Karin Kolb „Frau Dr. Skype“. Der Name war schon berechtigt, dumm nur, dass ich Skype und jede andere Form der Videokonferenz außerhalb meiner Forschung auch nicht mit spitzen Fingern anrührte. Jegliche wenig motivierten Versuche, Videokonferenzkommunikation in mein Privat- oder Berufsleben zu holen, erstickten 2012 im Keim, als ich nicht mehr empirisch unterwegs war, sondern nur noch las und schrieb. Face-to-face ist Kommunikation doch so viel schöner und vor allem einfacher.



Wissenschaftssommer 2007: NEK-Mitglied Dr. Wiebke Lahg nimmt am Masken-Experiment teil: einmal fröhlich und einmal ärgerlich, oder blinzelt sie einfach nur?

Wie mich meine eigene Forschung im Corona-Heute einholt ... – und so unsagbar langweilt

Springen wir nun an den Anfang des Jahres 2020. Ich arbeite jetzt im „Walk In Ruhr“ (WIR) – Zentrum für Sexuelle Gesundheit und Medizin. Unser Team steht vor der Aufgabe, eine qualitative Untersuchung zum Thema sexuelle Gesundheit durchzuführen. Mehr als 50 Experten-Interviews, weitere 15 offene, narrative Interviews mit Menschen, die sogenannten vulnerablen Gruppen angehören, und eine ethnografische Begleitbeobachtung sind zu führen, zu transkribieren, auszuwerten und in einen Bericht zu fassen. Eine Aufgabe, auf die ich mich irre freue und von der ich im Stillen denke, sie ist innerhalb eines Jahres zu bewältigen. Auch mein jetziger Chef ist ein sehr guter Chef, er lässt keinerlei Zweifel zu. Wir haben fünf Monate Zeit.

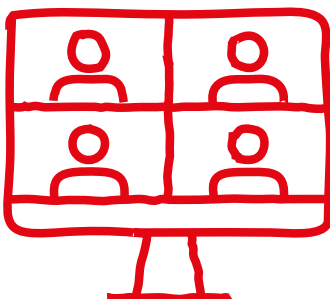
Neue Challenge

Unser Team ist interprofessionell, anders lässt es sich nicht beschreiben: Dermatologie, Biologie, Mediation und lösungsfokussierte Beratung, Sexualwissenschaft, Psychotherapie, Gesundheitswissenschaft, Genderforschung, Kulturwissenschaft, Sexualpädagogik und Kommunikationswissenschaft. Diese Zusammensetzung ist spektakulär, wenn man bedenkt, dass wir uns in einer Nische des Katholischen Klinikums Bochum befinden, also unter dem Dach der Medizin arbeiten. Unsere Projektarbeit nimmt Fahrt auf und lebt von regelmäßigen spontanen und geplanten Gesprächsrunden sowie Begegnungen auf dem Flur inmitten unseres turbulenten, ambulanten Patient*innenbetriebs. Die bei uns vertretenen Professionen setzen in alter Tradition auf eines besonders: auf das persönliche Gespräch. Dann kommt der Lockdown.

Der erste Traditionsbruch ist die verschlossene Eingangstür, denn wir sind ein „Walk-In“ und unsere Patient*innen jederzeit willkommen, der zweite ist das Homeoffice, bislang ungern gesehen, der dritte heißt Videokonferenz. Der lösungsfokussierte Berater fokussiert Zoom sofort als Lösung für uns und versetzt mithilfe der Sexualwissenschaft kurzerhand alle in die Lage, als Team weiter zu arbeiten.

Nicht meins

Den allerwenigsten von uns ist der Umgang mit Videokonferenz vertraut, auch mir nicht mehr. Wenn der Druck des Neuartigen nicht mehr auszuhalten ist, kommen von Kolleg*innen meta-



kommunikative Kommentare und Fragen, zum Beispiel welche, die die Andersartigkeit der Räume betreffen: „Ich sitze hier bei mir im Zimmer, aber ich hab´ ja auch eine Idee davon, wie und wo ihr so sitzt.“ Warum schweige ich dazu? Es ist keineswegs so, dass unser Team Anregungen von Frau Dr. Skype nötig hätte, denn der lösungsfokussierte Berater holt immer wieder aufs Neue alle blitzschnell und total charmant auf eine gemeinsame Ebene – wir könnten also einfach weiterarbeiten. Ich schweige nur, bin von dem kollegialen Austausch über Zoom-Erfahrungen irgendwie gelangweilt und wünsche mir, auf der Stelle mit Herrn Schmitz besprechen zu können, wie der eigene Blick auf das Lokalgeschehen mit dem eigenen Blick auf das kommunikative Gesamtgeschehen zusammenhängt. DAS wäre ein inspirierendes Gespräch. Nein, ich rufe nicht in Berlin an, denn ich ahne, was er sagen würde: „Lesen Sie bitte Ihre Dissertation, Frau Wirtz.“



Und unsere Interviews mit vulnerablen Menschen? Werden ausnahmslos durchgezogen. Während des Lock-Down spreche ich mit Sexarbeiterinnen, treffe mich mit obdachlosen jungen Frauen und Ex-Häftlingen auf dem Rathausplatz. Ich erfahre unmittelbar, warum hörbehinderte junge Menschen kaum dazu kommen können, über Sexualität zu sprechen, und warum Chemsexler nichts lieber zu tun scheinen, als das. Selbstverständlich haben wir alle Masken dabei. Etwas später, nach Wiederöffnung, darf ich auch in die Justizvollzugsanstalt, um mit Inhaftierten zu reden. Im Anschluss an die Interviews, im ruhigen Homeoffice fernab vom Bürobetrieb, fliegen meine Finger über die Tasten. Lockdown? Leute, ich habe mich mit keiner Silbe darüber beschwert ...

Zu Hause

... ich habe mich mit keiner Silbe darüber beschwert, denn ich habe ja auch plötzlich kostenfrei zwei Hausangestellte. Mit 14 und 17 Jahren im bildungsfreien Nirwana ist man durchaus in der Lage, mit dem Hund rauszugehen und zu kochen. Wie sehr ich mich freue. Und wie sehr ich mich ärgere, als das mit dem Hund zwar klappt, aber die Basics des Küchendienstes auch



Wie mich meine eigene Forschung im Corona-Heute einholt ... – und so unsagbar langweilt

um 15 Uhr noch nicht erledigt sind. Mit dem überquellenden Müllbeutel in der Hand und keinem freundlichen Gesicht schieße ich ins Jugendzimmer – klar, dass die Jugend wie immer auch noch vor dem Laptop hockt – und beziehe lautstark Stellung. Antwort: „Mama, können wir da später drüber sprechen? Ich bin in Zoom. Wir haben gerade Mathe.“ Wumm. Ich bin das Gegenteil von gelangweilt und lerne, dass mein Haus ein transparenter Ort ist, an dem viele sind, auch Mathematiklehrer. „Frau Wirtz“, meine ich Herrn Schmitz’ Stimme zu hören und wähne mich in seinem damaligen Büro, „sind Sie sicher, dass Sie jederzeit über Face-to-face- und Telekommunikation entscheiden?“

Atmungspassiv

Was also ist los mit mir im Jahr 2020, in dem alle über das Maskentragen sprechen und ich wiederum ein bisschen gelangweilt denke: „Leute, bitte, jetzt tragen wir eben mal Masken“. (Abgesehen davon, dass diese Dinger jetzt aus atmungspassivem Stoff bestehen, sind sie außerdem meistens zu eng. Nicht selten möchte ich beim Blick in den Spiegel nicht zugeben, dass ich es bin. Denn ich habe ungleichmäßig abstehende Ohren und der obere Maskenrand ist so straff gespannt, dass die Haut unter meinen Augen zu einem merkwürdigen Wulst hochgeschoben wird. Also bitte, das muss doch wirklich nicht sein.) An Zoom gewöhnen sich alle in einem fantastischen Spurt, weil Kommunikation über Videokonferenz auch gar nicht erklärt wird, sondern einfach geschieht. Aber etwas irritiert mich daran, etwas anderes macht Spaß und etwas drittes lässt mich gähnen. Was ich mit der Zeit herausfinde, hat mit Motivation, mit Empirie und Theorie zu tun: Mit mir ist los, dass ich im Corona-Heute unmittelbar selbst empirisch erfahre, was ich vor sieben Jahren bloß theoretisch ableitete, auch wenn ich dazu empirisch motiviert war und an empirischem Material arbeitete.

Diese Überlegungen führen mich zu Jens Loenhoff, der gemeinsam mit Herrn Schmitz die am Institut realisierten interaktionsanalytischen Studien zu Videokonferenzen aus dem TTK-ELF Forschungsprojekt 2015 herausgab und außerdem Zweitbegutachter meiner Doktorarbeit war. Angesichts einer kleinen Häufung empirischer Arbeiten am Institut in den Jahren 2009 bis 2015 hatte dieser am Rande eines Doktorandenkolloquiums einmal gesagt: „Die Theorie weiß die Dinge ja stets viel früher als die Empirie.“ Das zu hören fiel mir damals angesichts etwa 12 Gigabyte noch vor mir liegender Videodaten nicht leicht, und meine Arbeit

kam mir plötzlich mehr als behäbig vor. Heute kann ich seine Bemerkung besser einordnen, da ich auch bemerkt habe, dass Herr Loenhoff ein kurzes, prägnantes Beispiel aus der empirischen, alltäglichen Menschenkunde durchaus sehr zu schätzen weiß.

Werfen wir einen letzten Blick ins Corona-Heute. Was ist los in diesem Jahr, in dem digitale Skeptiker quasi über Nacht zu passionierten Onlinern werden? Niemand spricht mehr sorgenvoll über digitale Lösungen, welche man für den ein oder anderen Fall zwar verwenden könnte, aber es aus allertriftigsten Gründen vielleicht später, jedenfalls im Moment doch besser nicht tut. Stattdessen geht ein Digitalisierungsschub durch die Gesellschaft, den sich Deutschland in seinen kühnsten Wunschträumen nicht ausmalen konnte und dem im Vorfeld wohl niemand Erfolg attestiert hätte. Dies konnte nach meiner Beobachtung gelingen, da unser Zweck, beispielsweise ein Team zu sein, die dazu notwendigen Medien heiligte.

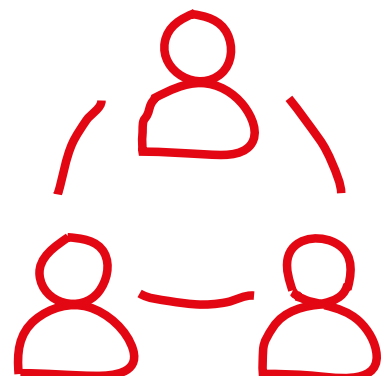
Yes-Dr. Skype

In meinem Outlookkalender steht in dieser Woche Netzwerkaktivität. Ich bin via Mail zu Gesprächen mit mir fremden Personen verabredet, einem Theologen Jahrgang 1960 und einem emeritierten Professor für Sexualpädagogik. Beim Gedanken daran zu telefonieren verspüre ich einen Anflug von Langeweile und schlage in der Mail deshalb vor zu skypen, falls das gewünscht und zufällig möglich sei. Beide sagen sofort zu. Ich krame also meine angestaubte Skype-Version aus dem Jahr 2012 hervor, verschaffe ihr (und später denen der beiden Herren) das nötige Upgrade und wir drei schöpfen entspannt aus unserem neuen Fundus kommunikativer 2020-Routinen.



Literatur

Loenhoff, Jens/Schmitz H. Walter (Hrsg.) (2015): Telekommunikation gegen Isolation. Kommunikationswissenschaftliche Studien aus einem Modellprojekt in einer Klinik. Wiesbaden: Springer VS.





Feuerprobe beim neuen Job

Thomas Corrinth freute sich im Februar dieses Jahres über ein neues Engagement als Chefredakteur eines regionalen Wirtschaftsmagazins. Die Frühjahrsausgabe mit dem Schwerpunkt „Industrie am Standort“ war schon so gut wie fertig, es fehlte nur noch der letzte Feinschliff. Und dann kam Corona.

Erinnerst Du Dich noch an den Zeitpunkt, zu dem Du in Deiner neuen Rolle als Chefredakteur das Ruder herumreißen musstest?

„Daran erinnere ich mich sogar noch sehr genau: Ich stand in der Essener Bahnhofsbuchhandlung und sah um mich herum auf den Titeln sämtlicher Blätter nur Corona. Da wurde mir klar, dass wir bei unserem Magazin nicht einfach so tun können, als ob wir davon nicht betroffen wären. Zwar war unsere Frühjahrsausgabe fast druckreif, daran wurde schon seit über zwei Monaten gearbeitet. Aber wir mussten trotzdem reagieren.“

Also direkt eine „Feuerprobe“ für Dich. Wie haben der Herausgeber und die beteiligte Abteilung für Wirtschaftsförderung der Stadt reagiert?

„Es war ihnen offenbar schon klar. Innerhalb von nur 24 Stunden konnten wir vereinbaren, die geplante Ausgabe ruhen zu lassen und eine Corona-Sonderausgabe einzuschubsen. Zunächst mussten wir die Finanzierung klären, denn bei diesem Magazin werden die Produktionskosten neben einem Zuschuss durch die Stadt vor allem durch Anzeigeneinnahmen bestritten. Dieses Thema gehört eigentlich nicht zu meinem Job als Chefredakteur. Aber meine Arbeit kann eben auch nur dann bezahlt werden, wenn ein Budget zur Verfügung steht. Da wurde mir die Tragweite der Entscheidung für eine Corona-Sonderausgabe noch einmal so richtig bewusst.“

Und Ihr standet dann unter massivem Zeitdruck, oder?

„Ja, so ein Erscheinungstermin ist schon bindend. Wegen der besonderen Umstände konnten wir ihn zumindest um vier Wochen verschieben. Aber wenn man bedenkt, dass für die Produktion einer Ausgabe üblicherweise zwei bis drei Monate zur Verfügung stehen, mussten wir für die Sonderausgabe den Turbogang einlegen. Ich kannte das Tempo schon von einem früheren Magazin-Job, aber für die anderen war die radikale Beschleunigung eine merkliche Herausforderung. Ich habe dann auch viele Artikel selbst geschrieben.“

Wie habt Ihr die Themen für diese Sonderausgabe festgelegt?

„Durch die städtische Beteiligung an den Produktionskosten war klar, dass die Stadt in dieser Sonderausgabe auch ihren Platz haben muss. Ihre Zielsetzung war, sich als

Im Interview:

Thomas Corrinth, Magister-Abschluss 2008 in den Fächern Kommunikationswissenschaft, Anglistik und Marketing, ist seit 2003 im NEK, lebt in Essen und arbeitet als selbstständiger Redakteur, Moderator und Dozent.

„kompetenter Krisenmanager“ darzustellen, denn der Zeitpunkt der Kommunalwahl lag ja auch nicht mehr allzu weit entfernt. Wir haben daher den Oberbürgermeister und die Wirtschaftsförderung, aber beispielsweise auch die Feuerwehr, die Arbeitsagentur und die Stadtparkasse in Interviews zu Wort kommen lassen. Weil wir unter dem Titel eines ‚Wirtschaftsmagazins‘ laufen, haben wir außerdem örtliche Unternehmer der unterschiedlichsten Branchen nach ihren ersten Erfahrungen mit dem Shutdown befragt.“

Du hast „Journalist“ gelernt, unterscheidest Dich in Deiner Arbeit aber deutlich von Textschaffenden bei Tageszeitungen. Wo liegen die stärksten Unterschiede?

„Der deutlichste Unterschied liegt erst einmal im Termin: Unser Magazin erscheint nur viermal im Jahr und kann daher nur bedingt auf tagesaktuelle Ereignisse eingehen. In Zeiten einer neuen globalen Pandemie, wo sich die Situation quasi täglich ändert, ist es wirklich schwierig, mit dem Puls der Zeit Schritt zu halten. Außerdem unterscheidet sich die Zielsetzung unseres Herausgebers dahingehend von der des Herausgebers einer Tageszeitung, als dass unser Wirtschaftsmagazin eine kleinere und genauer definierte Zielgruppe hat: die Kund*innen mittelständischer sowie großer Industrie-, Handels-, Dienstleistungs- und Handwerksunternehmen. Die Tagespresse muss im Vergleich dazu ihre Themen deutlich breiter fächern, um möglichst alle zu erreichen.“

Macht Dich diese „auftragsorientierte“ Arbeitsweise zuweilen müde?

„Nein. Es ist nicht immer leicht, sich auf die Zielsetzungen meiner Auftraggeber auszurichten. Aber im Fall der Corona-Sonderausgabe des Wirtschaftsmagazins hat das meinen eigenen Horizont unglaublich erweitert. Ich habe in kürzester Zeit so viel über die Auswirkungen von Covid-19 gelernt, wie es mir unter anderen Bedingungen gar nicht möglich gewesen wäre. Diesen Erfahrungen ordne ich eine besondere Bedeutung zu.“

Das Interview führte Julia Kreuteler.

Mit 10 Filmen durch die Corona-Pandemie

Anfang April, während des ersten Lockdowns, hatte ich eine Filmliste mit zehn Titeln zusammengestellt, die sich in irgendeiner Weise mit dem Thema Isolation auseinandersetzen. Genreübergreifend und verteilt über die vergangenen Jahrzehnte, handelt es sich dabei immer um Extremsituationen. Die Reihenfolge stellt keine Wertung dar. Die Frage, die mich bewegte, war: Können wir aus diesen Filmen lernen, besser mit den durch die Corona-Pandemie bedingten Kontaktbeschränkungen umzugehen? Rund acht Monate später habe ich mich an ein paar Antworten versucht.

1. Das Fenster zum Hof von Alfred Hitchcock (1954)

Wenn dein Bewegungsradius eingeschränkt ist, nutze die Gelegenheit, deine nähere Umgebung genauer wahrzunehmen! Deine Nachbarn zeigen sich von einer völlig unbekanntem Seite.

2. Shining

von Stanley Kubrick (1980)
Hüte dich vor Aufzügen! Wenn sie sich öffnen, fließt Blut. Häusliche Gewalt ist ein ernstes Problem. Spielen ist wichtig: „All work and no play makes Jack a dull boy.“

3. Cast Away – Verschollen

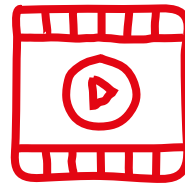
von Robert Zemeckis (2000)
Lerne zu improvisieren! Pakete können Leben retten, auch wenn sie nicht an dich adressiert sind. Finde einen Gesprächspartner, der so geduldig ist wie Wilson und dir immer zuhört!

4. Frühling, Sommer, Herbst, Winter und Frühling

von Ki-duk Kim (2003)
Lerne, im Einklang mit der Natur zu leben! Zeige Mitgefühl mit Schwächeren. Es erwarten dich eine spirituelle Erlösung und die Versöhnung mit dem Karma.

5. Oldboy

von Chan-wook Park (2003)
Auch wenn du nicht verstehst, warum du isoliert bist, nutze die Zeit, dich weiterzubilden und Körper und Geist zu trainieren! Fernsehen ist das Fenster zur Welt. Ein Tagebuch zu schreiben hilft. Vorsicht! Das Ende der Isolation birgt neue ungeahnte Gefahren. Die Welt wird eine andere sein. Besser ist es, darauf vorbereitet zu sein. Komme mit der Vergangenheit ins Reine und wappne dich gegen Gehirnwäsche!



Dr. Alexander Christian hat unter anderem Kommunikationswissenschaft und Anglistik an der Universität Duisburg-Essen studiert. Er promovierte bei Prof. Dr. H. W. Schmitz über die „Gestaltung und Verwendung von Piktogrammen aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive“. Zurzeit leitet er die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Stadtmarketings Herne und ist seit 2002 im NEK.

6. Die große Stille

von Philip Gröning (2005)
Einfach mal nichts sagen. Die Ruhe nutzen, um über das Leben nachzudenken. Entschleunigung erfahren. Übe dich in Geduld und du wirst sehen: Jede Jahreszeit hat ihre eigenen Freuden!

7. Moon

von Duncan Jones (2009)
Basteln, Gärtnern und Sport halten dich gesund und davon ab, durchzudrehen. Du bist nicht der Erste in dieser Situation. Und du bist nicht allein.

8. Die Wand

von Julian Pölsler (2012)
Der Hund, der beste Freund des Menschen. In uns allen liegt eine Wahrheit verborgen, die nur die Wildnis zum Vorschein bringt. Es gilt, Demut vor der Natur zu lernen und wieder eins zu werden mit der Umwelt. Schreibe, um nicht den Verstand zu verlieren!

9. Raum

von Lenny Abrahamson (2015)
Ein Raum kann die ganze Welt bedeuten, wenn du es verstehst, ihn spielerisch mit Geschichten zu füllen.

10. Der Marsianer

von Ridley Scott (2015)
Mit den Vorräten haushalten und den anderen ein Lebenszeichen geben. Gärtnern hält dich am leben. Niemals aufgeben!

Wächst aus der Krise ein Gabenzaun für unsere Sprache?



Die Corona-Pandemie hat uns innerhalb kürzester Zeit nicht nur jede Menge Nöte, sondern auch viele neue Wörter beschert. Einige wie die „Ansteckungskette“ oder das „Social Distancing“ haben es diesen Sommer direkt in den neuen Duden geschafft. Anderen wie dem „Gabenzaun“ jedoch gelang es kaum, über den ersten Lockdown hinaus zu lugen.

Der Wortschatz der deutschen Sprache ist reich. Zu denen, die ihn regelmäßig auszählen, um solch eine Behauptung untermauern zu können, zählt die Redaktion des Rechtschreibdudens. Am 12. August 2020 gab sie dessen 28. Auflage heraus, mit 3.000 neuen Wörtern aus dem deutschen Sprachgebrauch und insgesamt 148.000 Einträgen mit sämtlichen Schreibvarianten, „die nach der gültigen amtlichen Rechtschreibregelung zulässig und begründbar sind“, hieß es in der Pressemitteilung vom gleichen Tag.

Unter den Neuaufnahmen finden sich überwiegend Komposita, die aus vorhandenen Wörtern oder Wortteilen neu zusammengesetzt wurden, oder Übernahmen aus Fremdsprachen. Als Beispiel für die erste Gruppe sei die „Reproduktionszahl“ genannt, als Beispiel für die zweite der „Lockdown“. Denn die Hochzeit der Bearbeitung des Wörterverzeichnisses fiel mit dem Beginn der Corona-Pandemie zusammen, und so finden sich deren Spuren natürlich auch im aktuellen Wörterbuch.

Corona-Alltagsdeutsch

Allein der Name der vermaledeiten Seuche, das Wort „Corona“, hat uns innerhalb kürzester Zeit eine Flut neuer zusammengesetzter Substantive beschert. Im aktuellen Rechtschreibduden sind nur die Coronakrise und das Coronavirus verzeichnet, aber wir kennen aus unserer Alltagssprecherfahrung heraus selbstredend schon unzählige mehr und könnten nach dem Muster von Stadt-Land-Fluss ganze Spieleabende damit bestreiten. Wer Spaß daran hat, wird beim Leibniz-Institut für Deutsche Sprache auf eine wahre Goldgrube stoßen. Denn das IDS führt unter der Internetadresse [Owid.de](https://www.owid.de) schon seit März 2020 ein Neologismenwörterbuch mit dem Wortschatz rund um die Corona-Pandemie.

Dort lässt sich nach Herzenslust in neuen Wörtern sowie bekannten Wörtern mit neuen Bedeutungen stöbern, die seit Beginn der COVID-19-Pandemie aufgenommen sind. Das Leibniz-Institut beobachtet noch, ob sie eine gewisse Verbreitung erfahren werden. Zu

Autorin:

Julia Kreuteler, Magistra-Abschluss 1997 in den Fächern Kommunikationswissenschaft, Anglistik und Marketing, ist seit 2003 im NEK, lebt in Mönchengladbach und arbeitet als Selbstständige im Bereich Text, Konzept und Support.

jedem der Wörter wird aber schon mal eine vorläufige, grobe Bedeutungserläuterung gegeben. Mitte November waren in der Liste weit über 200 mit „Corona“ zusammengesetzte Wörter zu finden, von der „Coronaapp“ bis zum „Coronazuschuss“. Zu meinen persönlichen Favoriten zählt der „Coronaspeck“, der „das durch Bewegungsmangel, Langeweile, Stress usw. während der COVID-19-Pandemie angegessene Fettgewebe“ bezeichnet.

Du ju spiek Denglisch?

Wir Deutschen waren schon immer ein reisefreudiges Völkchen und haben uns fleißig in Fremdsprachenkenntnissen ertüchtigt. Besonders die Weltsprache Englisch hat es uns seit jeher angetan. Ich kann mich noch gut des müden Lächelns erinnern, mit dem ich meine Großmutter Mitte der 1980er-Jahre bedachte, als sie sonntags zum „Schaufensterbummel nach Wollwert“ ging. „Wu-ulwörs heißt datt, Omma, mit Tie-Äitsch am Ende, da musse die Zunge zwischen die Zähne klemmen!“ – „Aha“, sagte Omma, nahm die Dritten raus und sprach fürderhin nur noch Rheer Platt, den vertrauten Dialekt ihrer Heimatscholle.

Gut 20 Jahre später, 2006 beim deutschen Sommermärchen, musste ich dann deutlich jüngeren Menschen als mir zuhören, die zum „Public Viewing“ pilgerten, das in seiner Sprach Heimat eine öffentlich zugängliche Aufbahrung bezeichnet, und die ihre Plastiktrinkflaschen dabei in „Body Bags“ transportierten, im englischsprachigen Ausland die Plastikvariante des Zinksargs. Entsprechend vorbelastet konnten mich in den darauffolgenden Jahren bereits Kleinigkeiten aus der Sprachfassung bringen, beispielsweise die vom Französischen zum Englischen mutierte Aussprache des Worts „Journalismus“. Welch ein feiner Klang mit dem geschnurrten „Schurr“ zu Beginn, eine Zierde für den Berufsstand! Und dann das: „Dschor“, derb wie ein an die Wand geworfener



Yak-Fladen, der nach Berichten – von reisefreudigen Deutschen natürlich – in der Himalaja-Region als Heizstoff verwendet wird.

Aber ich schweife ab. Es geht ja noch immer/wie immer um Corona. Ich kann nicht leugnen, mich bereits im Frühjahr 2020 trotz aller Nöte und Sorgen klammheimlich schon auf die nächste Stilblüte im denglischen Wortschatz gefreut zu haben. Mit irgendeiner fixen Idee muss man sich ja bei Laune halten, wenn das Reisen, selbst der allsonntägliche Abstecher zum benachbarten Supermarkt in Venlo (Toilettenpapier hamstern, was sonst), zu den No-Gos zählt (dieses Wort kennt der Duden übrigens schon). Ich las von „Shutdown“, „Lockdown“ und „Hotspots“. Erste Hoffnung keimte auf bei „Social Distancing“, aber auch das schaffte es im August mühelos in die neue Duden-Ausgabe. Doch dann: „Home Office“ – schon seit Mitte März im Geschäft, von mir aber völlig übersehen! Was für uns die neue Herausforderung bezeichnet, Partner, Kinder, Mutttern, Katze, Hund und nicht zu vergessen die Arbeit rund um die Uhr auf einer Fläche von teils weniger als 60 Quadratmetern in Schach zu halten, heißt in Großbritannien das gesamte Innenministerium. „Home Office“, du bist mein neuer Favorit, lieber noch als der „Coronaspeck“.

Parallel: Sprachdiät

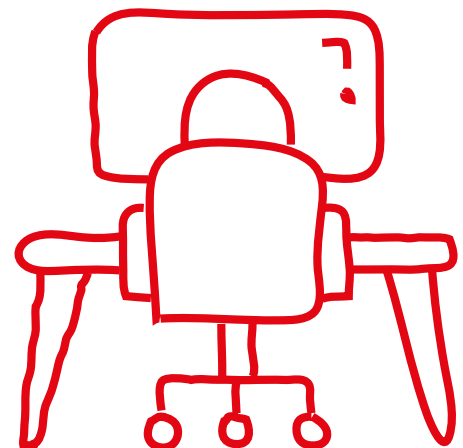
Neben den ganzen zum Teil abenteuerlichen, zum Teil auch sehr kurzlebigen Neuzugängen zu unserem Wortschatz hat das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache aber auch ein Schrumpfen unseres Vokabulars beobachtet, zumindest in den 18 Wochen seit Beginn der Krise: In den deutschsprachigen Online-Medien, so stellte es fest, setzten sich in dieser Zeit die Wörter „Coronavirus“ und „Coronakrise“ (also just jene, die auch im aktuellen Rechtschreibduden stehen) an die Spitze, gefolgt von „Deutschland“ und „Menschen“. Das ist insofern beachtenswert, als dass die 100 am häufigsten verwendeten Wörter vor Beginn der Pandemie von Tag zu Tag noch sehr variierten.

Der „Gabenzaun“ also, an den zu Beginn des ersten Lockdowns noch Spendentüten für Bedürftige gehängt wurden, gehört eher zu den kurzlebigen Neuzuwächsen des deutschen Wortschatzes. Um Platz zu schaffen, hat der Rechtschreibduden in seiner jüngsten Ausgabe auch eine Menge entrümpelt. Bei uns, in Millionen deutscher Haushalte, war es ähnlich. Und womöglich sind beim Entsorgen sogar gleichnamige Artikel ausgeschippt worden: der „Fernsprechanschluss“, der „Hackenporsche“, der „Jungfernkranz“ oder auch das „Schnürleibchen“.

Wort des Jahres der GfdS

Am 30. November erklärte die Jury der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS.de) „Corona-Pandemie“ zum Wort des Jahres 2020. Traditionell sucht sie nicht nach den am häufigsten verwendeten Ausdrücken, sondern wählt solche, die das zu Ende gehende Jahr in besonderer Weise charakterisieren. Dass acht von zehn Wörtern der Top Ten einen direkten Corona-Bezug haben, rücke deutlicher als jede Einzelplatzierung in den Blick, wie stark 2020 von der Pandemie geprägt war:

1. Corona-Pandemie
2. Lockdown
3. Verschwörungserzählung
4. Black Lives Matter
5. AHA
6. systemrelevant
7. Triage
8. Geisterspiele
9. Gendersternchen
10. **Bleiben Sie gesund!**



Ein erster Blick auf die NEK-Mitgliederliste



Meine Bekanntschaft mit dem NEK geht auf die Erstsemesterbegrüßung im Oktober 2018 zurück. Das Konzept eines Netzwerks von Absolvent*innen und Studierenden hat mich sofort überzeugt. Wie ich mittlerweile weiß, stehen Kommunikationswissenschaftler*innen die unterschiedlichsten Berufe offen, um ihre Fähigkeiten einzubringen und Spaß an ihrer Arbeit zu haben. Das hilft mir dabei, schon während des Studiums verschiedene Tätigkeitsprofile kennenzulernen, mich zu orientieren und auch eigene Ideen zu entwickeln.

Mit NEKler*innen kommt man auch immer gut in Kontakt. Als ich Anfang des Jahres damit begonnen habe, die NEK-Mitgliederliste auf Aktualisierungsbedarf hin abzuklopfen, habe ich eine Menge E-Mails geschrieben und auch eine Reihe von Telefonaten geführt. Oft war es so, dass allein der Name „Netzwerk Essener Kommunikationswissenschaft“ schon die Tür geöffnet hat und ich freundlich begrüßt wurde. Auch bei „gestandenen KoWis“, die seit 20 Jahren und mehr im Beruf sind, hatte ich immer den Eindruck, nicht als „kleiner Student“ behandelt zu werden, sondern auf Augenhöhe mit ihnen sprechen zu dürfen. Das hat mir gut gefallen.

Die NEK-Mitgliederliste ist mittlerweile auf einem Stand, dass sich daraus ein paar Charakteristika des Netzwerks im Jahr 2020 ableiten lassen. Ich freue mich schon darauf, Euch und Ihnen zu Beginn des nächsten Jahres ausführlich darüber berichten zu dürfen. Als kleinen Appetithappen im Vorfeld der Auswertung haben Julia Kreuteler und ich uns die Luftlinien zwischen den heutigen Wohnorten der NEKler*innen und dem Campus Essen angesehen.

Räumliche Nähe zu Essen

Von 260 NEK-Mitgliedern leben heute 74 in Essen und damit in unmittelbarer Nähe zum Institut für Kommunikationswissenschaft. Dehnt man den Radius auf 30 Kilometer Luftlinie aus, finden wir weitere 69 Mitglieder. Zusammengezählt sind das schon mehr als die Hälfte, genau 55 Prozent. Eine weitere große Gruppe, insgesamt 58 NEKler*innen, hat sich inzwischen bis zu 100 Kilometer Luftlinie von Essen entfernt. 44 Mitglieder haben bis zu 500 Kilometer zwischen KoWi-Institut und ihren heutigen Wohnort gebracht. Sechs Mitglieder hat es ins Ausland gezogen: drei nach Spanien, einen nach Österreich, eine nach Dänemark und eine nach Schweden. Sie leben damit heute bis zu 1.500 Kilometer Luftlinie von Essen entfernt. Von neun

Camille Etienne Rose ist Student des fünften Semesters der Kommunikationswissenschaft in Kombination mit Niederlandistik im Zweifach-Bachelor. Parallel zum Studium arbeitet er aktuell als studentische Hilfskraft in der Abteilung für Niederlandistik an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen.

NEKler*innen haben wir leider keine Angabe zu ihrem aktuellen Wohnort.

Jede Nachmeldung oder auch Änderungsmitteilung zu den Kontaktdaten oder der beruflichen Tätigkeit ist uns herzlich willkommen, einfach per E-Mail an: verbleib@uni-due.de



Literaturempfehlung

Schirrmeyer, Claudia & Schmitz, H. Walter: „Was soll nur aus dir einmal werden...“. Berufsfelder und Perspektiven für Absolventen der Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen. Aachen: Shaker, 2006 (Essener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung, Bd. 18)



Impressum

Das NEKmag ist das Mitglieder magazin des Netzwerks Essener Kommunikationswissenschaft e. V. (Herausgeber). Verantwortlich für den Inhalt zeichnet der Vorstand. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung vom Herausgeber nicht übernommen werden. Kein Teil dieser Publikation darf ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung der jeweiligen Autorin/des jeweiligen Autors in irgendeiner Form reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Das Magazin erscheint in unregelmäßiger Reihenfolge. Die Grafik dieser digitalen Sonderausgabe hat Anne Ottomeyer (platin-e.de) übernommen. Die Wortwolken auf dem Titel und auf S. 5 wurden von Dr. Stefan Ossenberg erstellt.

Netzwerk Essener Kommunikationswissenschaft e. V.
Universitätsstr. 12 · 45117 Essen
verbleib@uni-due.de · nek-netz.de